

KEPLER-GYMNASIUM
TÜBINGEN

Professor
WILHELM SCHWEIZER
Direktor am
Kepler-Gymnasium
Tübingen
von 1954 bis 1966

A handwritten signature in black ink, reading "Johann Mair".

Lehrer und Schüler des Kepler-Gymnasiums
verbinden ihre Erinnerungen
an die Zeit der gemeinsamen Arbeit mit
Herrn Oberstudiedirektor Professor Schweizer
mit ihrem Dank für seine unermüdliche
Tätigkeit zur Förderung der Schule
und mit herzlichen Wünschen für weitere Jahre,
erfüllt von fruchtbarer Tätigkeit.

Lebensbild

Unser Schulleiter wurde am 11. November 1901 in Stammheim geboren. Dieser Ort, heute im Großraum Stuttgart gelegen, war damals noch ein schmuckes, ländliches Dorf inmitten fruchtbarer Äcker, die sich im „Langen Feld“ bis Ludwigsburg ausdehnen. Herr Schweißer wuchs im väterlichen Hof auf, wo er bei der Heu- und Getreideernte wacker mitmachte, die Sense zu führen wußte und die Strohscile kerzengerade auszulegen verstand, wie er später gerne Bekannten und Schülern erzählte. Die gesunde bäuerliche Arbeit wußte er auch nach Jahren noch zu schätzen. So ließ er es sich später nicht nehmen, während der Ferien in den Alpen das Lehrbuch schreiben bei Gelegenheit zu unterbrechen, um am frühen Morgen die Sense zu schwingen.

Der aufgeweckte Junge, der schon als Volksschüler eine gewaltige Menge Bücher verschlang, trat mit 14 Jahren in das Lehrerseminar in Backnang ein, in dem er eine gründliche und gediegene Ausbildung erhielt und die Dienstprüfung im Jahr 1921 mit „sehr gut“ bestand. Als Volksschullehrer war er anschließend in einigen Orten der Oberämter Ludwigsburg und Leonberg tätig, die längste Zeit jedoch verbrachte er in Münchingen, der Nachbargemeinde seines Geburtsortes, wo er über zwei Jahre im alten „Backsteinbau“ die Jugend unterrichtete. Die Einwohner des Ortes erinnern sich noch gern an ihren ehemaligen Lehrer, der nicht nur als begehrter Organist den Gottesdienst versöhnte, sondern auch als fescher, junger Dirigent im „Liederkranz“ den Taktstock schwang. Die Liebe zur Musik erfüllte ihn schon damals, sein Orgelspiel erklang nicht nur während des Gottesdienstes, sondern lang darüber hinaus durch den sonntäglichen Ort, und die Feste des Gesangvereins wurden unter seiner Leitung zu einem Sängertreffen, an dem bis zu 30 Chöre aus den Nachbargemeinden teilnahmen. Auch hier zeigte sich sein pädagogisches Können; und noch der jetzige Dirigent des Sängerkranzes

Sonderheft der Schülerzeitung „Zwicker“, herausgegeben von den Lehrern und Schülern des Kepler-Gymnasiums Tübingen im März 1966.

Die Redaktion besorgten Dr. K. Betzen und W. Widmann (8c) unter Mitarbeit von G. Iffeldang (7c) und J. Tausch (7c).

Satz und Druck Christian Gulde, Tübingen.

Klischees Graphische Kunstanstalt Erich Maurer, Tübingen.

1. Dienstprüfung für das Höhere Lehramt bestand er im Frühjahr 1930 wieder mit der Note „sehr gut“.

Drei Jahre arbeitete er als Assistent für höhere Mathematik an der TH in Stuttgart, dann siegte aber seine pädagogische Neigung über die wissenschaftlichen Ambitionen. Er fand wieder den Weg zurück zur Schule und lehrte längere Zeit als Assessor am Realgymnasium Cannstatt. Damals lernte er bei einem Skiausflug in die Alpen seine spätere Frau kennen, die weit weg, am Fuße des nördlichsten Gebirgszuges Deutschlands, im Westfälischen zu Hause war. So traf denn nach einiger Zeit beim Rektorat in Cannstatt folgendes im üblichen, leicht fehlerhaften Amtsdeutsch gehaltenes Schreiben ein: „Die Ministerialabteilung hat davon Kenntnis genommen, daß Stu-dienassessor Wilhelm Schweizer sich mit Fräulein Hilde Rasche, geboren in Gehlenbeck in Westfalen, verheiraten will und den Nachweis der arischen Abstammung ohne Beanstandung eingeschen.“ – Frau Schweizer ist in ihrer klaren und festen Art nun seit über 30 Jahren ihrem Gatten eine treue Begleiterin und Hausfrau. Wir Lehrer werden uns auch später noch gern daran erinnern, wie sie manchmal nach Schulschluß mit vollen Einkaufstaschen ins Kepler-Gymnasium



* Im Lehrerseminar Backnang (1917)

Münchingen spricht gern davon, wie ihm der damalige Chorleiter mit den Worten „so muß man's machen!“ das Dirigieren kurz und vollendet bebracht.

Sonntagnachmittags ging Herr Schweizer gern in sein Heimatdorf nach Stammheim hinüber. Dabei mußte er jedesmal die 13 km lange schnurgerade Straße kreuzen, die Herzog Karl Eugen einmal von seinem Schloß Solitude durch die Felder nach Ludwigsburg anlegen ließ und die 1820 als Basis für die Landesvermessung in Württemberg dient. Vielleicht hat unseres Direktor diese überdimensionale Gerade, die quer durch die Gemarkung seines Heimatorts führte, mit dazu angeregt, nicht im bäuerlichen Umkreis stecken zu bleiben, sondern geradewegs und zielstrebig weiterzuschreiten und die höheren Bezirke der Mathematik zu erobern. Im Januar 1925 verließ er Münchingen, um dann bis zum August des Jahres an den Realgymnasien Isny und Ulm tätig zu sein. Danach widmete er sich, nachdem er ein Semester Pädagogik an unserer Universität gehört hatte, 4 Jahre den Mathematik- und Physikstudien an der Technischen Hochschule in Stuttgart und der Universität Tübingen. Die



kam, um ihren Mann abzuholen. Für jeden Kollegen fand sie in ihrer natürlichen Art ein nettes Wort, schüttelte ihm kräftig die Hände und verschwand dann eilends im Rektorat, um ihren Gatten der überlangen Schularbeit zu entreihen und ihm an das notwendige Mittagsmahl zu Hause zu erinnern.

Im Frühjahr 1958 wurde Herr Schweizer an unser Kepler-Gymnasium versetzt und erhielt hier eine ständige Stelle als Studienrat. Schon bald führte er freie Arbeitsgemeinschaften in der Mathematik



Wandertag
im Jahre 1959

durch, über die er einen durchdachten Bericht mit Schülerzeichnungen an das Kultministerium schickte. Im Jahre 1943 mußte er die liebgewordene Tätigkeit als Lehrer unterbrechen, da er zu einer Sanitäts-Ersatzabteilung nach Ulm abkommandiert wurde, wo er bis zum Mai 1945 Dienst tat. Professor Filzer, der mit ihm dasselbe Schicksal teile, berichtet darüber in seiner humorvollen Art: „So konnte man denn im Frühsommer 1943 unseren Jubilar Boelcke-Kasernic wiederfinden. Und da geschah es nicht selten, daß nach gehabter Mittagsfütterung, wenn die Kompanie, ermüdet von der Felddienstübung des Vormittags, auf den Falten lag, aus der Kantine die Klänge einer Beethoven-Sonate oder einer Bach-Chaconne auf den Kasernenhof strömten. Und alles eilte sogleich herbei, zu sehen, was das für ein Wundertier sei“ (frei nach Wilhelm Busch). Unnötig zu sagen, wer

der Klavierspieler war, dem es gelang, auch im Einerlei des Wehrdienstes, im nivellierenden und oft geisttötenden Soldatendasein seine Persönlichkeit zu behaupten, und der das klassische Wort „*Inter arma silent musae*“ zu seinem Teil so überzeugend widerlegte!“

Auch in den schweren Jahren nach dem Krieg verlor der Heimgekehrte Lebensmut und Zuversicht nicht, obgleich seine Wohnung und seine Möbel von der Besatzungsmacht requiriert worden waren und er auf seinen geliebten Flügel verzichten mußte. Als das Kepler-Gymnasium im Oktober 1945 die Pforten öffnete, ging Herr Schweizer mit frischer Kraft und mit viel Schwung wieder an die Arbeit. Es waren Zeiten des Improvisierens. Es gab keinen Lehrplan und keine Lehrbücher. Der Unterrichtende mußte den Stoff zum Teil selbst zusammenstellen und diktionieren und war gezwungen, mit einem Minimum an Hilfsmitteln die Stunde zu bestreiten. Im Winter wurden die Klassen von morgens bis abends im Schichtunterricht durch wenige Räume gelöst, die von einem Holzofen notdürftig erwärmt wurden. Herr Schweizer war schon damals die Stütze der Mathematik, und in seinem Unterricht gab es keine erstarrten Gesichter und kallen Finger, es wurde mächtig „eingeheizt“, und die Schüler hatten „alle Hände voll zu tun“. In dieser Notzeit werden wohl die ersten Ansätze zu seinem späteren großen Unterrichtswerk der Mathematik entstanden sein.

Im April 1947 erhielt Herr Schweizer den ehrenvollen Auftrag, an der Universität Tübingen eine Einführungsvorlesung in die Höhere Mathematik für Chemiker und Biologen zu halten. Im selben Jahr noch übernahm er die Referendarausbildung am neugegründeten Studienseminar und begann seine Arbeit am mathematischen Lehrbuch für Höhere Schulen. So hatte mit wuchtigem Einsatz auf diesen drei Gebieten seine eigentliche Lebensarbeit begonnen, die er mit großen Können, starkem Willen und ungeheurem Fleiß vorantrieb. 1949 wurde Herr Schweizer von der naturwissenschaftlichen Fakultät mit einer zweistündigen Vorlesung über Didaktik der Mathematik beauftragt, die er bis heute mit großem Erfolg und unter besonderer Anerkennung aller Fachkreise hält. Fünf Jahre später erfolgte seine Ernennung zum Honorarprofessor an der Universität Tübingen.

Am 1. November 1954 übernahm er als Oberstudiedirektor die Leitung des Kepler-Gymnasiums. Er fand ein Kollegium vor, das

außerhalb der Grenzen der Bundesrepublik den Ruf einer besonders guten Musikschule.

Die intensive Schaffenskraft und Vielseitigkeit unseres Schulleiters zeigte sich noch auf vielen anderen Gebieten. Der Ausbau des Kepler-Gymnasiums als Versuchsschule im Rahmen der Oberstufenreform, die Tätigkeit Herrn Schweizers im Hauptausschuß des „Deutschen Vereins zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts“, seine Berichte und Vorträge über eine Reform dieser Fächer, Referate und Artikel über das Musikleben an unserem Gymnasium, all das sind nur einige seiner wichtigsten Verdienste im schulischen und pädagogischen Bereich. Neben dieser vielseitigen Tätigkeit widmete er sich Jahr für Jahr in zäher Arbeit seinem fünfzehnbändigen mathematischen Unterrichtswerk, das laufend verbessert wurde und immer größere Wertschätzung an den Schulen der Bundesrepublik fand.

Daß Herr Oberstudiedirektor Schweizer diese gewaltige Arbeit meistern konnte, hat er neben seiner überragenden Begabung auf mathematischem Gebiet hauptsächlich seinem starken Willen und seiner unverwüstlichen Gesundheit und Schaffenskraft zu verdanken.



schon unter der feinen und menschlich warmen Führung seines Vorgängers, Herrn Oberstudiedirektor Dr. Bückle, sich in harmonischer und freundshaftlicher Zusammenarbeit bewährt hatte. Jetzt wurden durch die Aktivität des neuen Schulleiters auch die dringend notwendigen äußeren Bedingungen für einen fruchtbaren Unterricht geschaffen. Herr Schweizer verstand es, in vorbildlicher Zusammenarbeit mit den städtischen Behörden den neuen Anbau des Kepler-Gymnasiums in kürzester Zeit fertigzustellen. Dadurch wurde unserer Schule erst die Möglichkeit zu besserer pädagogischer Wirksamkeit auf dem Gebiet der Naturwissenschaften gegeben. Die großen Experimentierräume der Physik und Chemie waren Muster durchdachter Planung und gestalteten die Durchführung des Experimentalunterrichts und der so notwendigen Arbeitsgemeinschaften sowie eine großzügige Referendarausbildung in diesen Fächern.

Nach der Fertigstellung des neuen Gebäudes förderte der Direktor mit aller Energie die Musikausbildung an unserer Schule. Es war ihm gelungen, in Herrn Calgger einen besonders aktiven Musiker für den Unterricht zu gewinnen, der dann auch unter seiner Protektion im Aufbau verschiedener Schülerorchester und eines gezielten Instrumentalunterrichts Hervorragendes leistete. So genießt das Kepler-Gymnasium seit einigen Jahren in Deutschland und auch



Durch kluges Handeln und geschickte Menschenführung konnte er diese Gaben richtig und lohnend einsetzen und sie auch als Schulleiter und Pädagoge auf den verschiedensten Gebieten fruchtbar werden lassen.

Aber nicht alles geht im Leben so auf, wie es sich der planende Verstand vorstellt, auch Einfühlungsgabe und richtiges Maß, Gnade und Glück, die nicht erzwungen werden können, bestimmen Erfolg und Anerkennung im Leben eines Menschen. Herrn Schweizer ist auf vielen Gebieten und von vielen Seiten Erfolg und Anerkennung zuteil geworden, wenn auch nicht immer von dort, wo er sie am ehesten zu finden hoffte. Das liegt in der Natur der Sache, denn jeder Mensch und jede Einrichtung hat bestimmte Grenzen, die nicht überschritten werden können. Wir Lehrer jedoch gedenken mit Dankbarkeit seiner steten und energischen Einsatzbereitschaft für die Be lange seiner Kollegen und seiner Schule und wünschen ihm im neuen Lebensabschnitt für die kommende Aufgabe, die umfassende Neubearbeitung seines mathematischen Unterrichtswerks, weiterhin beste Gesundheit und volle Schaffenskraft, und vor allem den schönsten Erfolg, der einem Pädagogen zuteil werden kann: daß sein Lebewerk noch lange dazu beitrage, unsere Jugend für die kommende Zeit zu erziehen und zu bilden.

Portrait einer Schulführung

W. Lang

Fragt man einen der Kollegen am Kepier-Gymnasium, warum er an dieser Schule gerne Dienst tue — was er nicht leugnen wird —, so kann man etwa die Antwort erwarten: wegen des guten Klimas und der guten Kameradschaft. Aber eine solche Atmosphäre kommt nicht von ungefähr; kein Schulleiter könnte sie allein schaffen, aber jeder könnte sie zerstören. Was ist nun an der Schulführung in diesem Jahrzehnt so Besonderes gewesen?

Beginnen wir mit dem, was an einer Schule am wichtigsten sein muß, mit dem Unterricht. Wie sichert man ihn? Wie hält man ihn straff? Wie schafft man seine Voraussetzungen?

Natürlich ist das — so wird der Laie denken — Sache des unterrichtenden Lehrers. Man verschaffe dem Schulleiter tüchtige Lehrkräfte, und er wird Erfolg haben. Das wußte W. Schweizer auch; und er hat sich so sehr darum gekümmert, welche Lehrer an seine Schule kommen sollten, daß ein früherer Präsident darüber fast unwillig wurde. Aber darüber hinaus bemühte sich W. Schweizer sehr darum, nun auch allen Lehrern die bestmöglichen Voraussetzungen zu schaffen und die nötigen Hilfen zu geben.

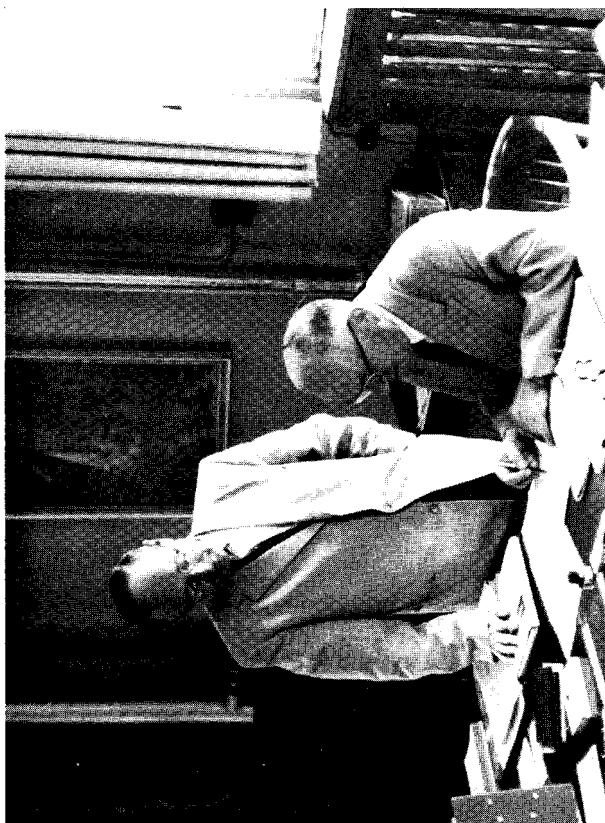
So war ihm als einem scharfen Beobachter aufgefallen, daß vor allen jüngere Schüler nach Stundenschluß pfeilgeschwind und schreiend ins Freie strebten, dort herumtollten und erhitzen und völlig „durchgedreht“ zur nächsten Stunde erschienen. Das ist zweifellos jugendpsychologisch zu begreifen, dem Unterricht aber nicht bekanntlich. Auch ein tüchtiger Lehrer benötigt 5 Minuten, bis er eine so erregte und erhitzte Bande wieder am „Stoff“ hat. Deshalb hatte Direktor Schweizer immer ein Auge auf die Pausen: in den kleinen Pausen sollte kein Lärm herrschen, auf den Gängen nicht gerannt werden; es möchte gelüftet werden, aber niemand brauchte ins Freie zu gehen. Vor dem Ende der großen Pause, die im Freien verbracht



Glückwünsche von Oberbürgermeister Gmelin zum 60. Geburtstag

„Schwarzes Brett“; damit ist schon das nächste Stichwort gefallen. Der berüchtigte „Umlauf“, der Benachrichtigungszeitel, mit dem der Hausmeister den Lehrer aus dem Stoff riß, ihn zwang, rasch an etwas ganz anderes zu denken, etwas zu diktieren, zu erfragen, eine Unterschrift zu leisten usw., klingt dem Lehrer am Kepler-Gymnasium wie ein Märchen. „Es war einmal“. Was er mit und in der Klasse zu erledigen hatte, erhielt er während der Pause schriftlich vom „Vorzimmer“ (dem Gehrtntrust der Schulorganisation) ins Fach gelegt und konnte es zu Beginn der nächsten Unterrichtsstunde erledigen, ohne den Unterricht zu zerreißen. Stundenplanänderungen und Vertretungsstunden waren vom Lehrer wie vom Schüler am genannten „Schwarzen Brett“ am Hauptausgang zu erleben, wo sie vor der großen Pause für den folgenden Tag angeschrieben wurden. Übrigens: es ging ganz undikatorisch zu, da bei den Änderungen durchaus die Wünsche der Lehrer berücksichtigt wurden. So war der Hausmeister, der Unterricht, der Lehrer in gleicher Weise entlastet. Wahre Orgien feierte die Organisation, wenn Prüfungen im Hause waren, und etwa 180 Aufnahmeprüfungen und 70 Reifeprüfungen gleichzeitig abgewickelt wurden, ohne sich zu beeinträchtigen; für das Rektorat und seine „eingefuchsten“ Helfer war eine solche Aufgabe zum Denksport geworden, der geradezu genüßlich zelebriert wurde und zum Triumph aller Beteiligten auch noch aufging.

Der so von außen her sorgfältig abgeschirmte Unterricht stand auch in seinem inneren Betrieb jederzeit eine Stütze im Rektorat. Wo ein Kolleg mit einer Klasse Schwierigkeiten hatte, griff Schweizer rigoros ein. Am Wochenende wurden die „Einträge“ in den ca. 25 Klassentagebüchern — zuverlässig und ohne Ausnahme — in das „Goldene Buch“ des Schulleiters übertragen, der deshalb bei den Zeugniskonserven oft besser über die Übeltäter Bescheid wußte als die Fachlehrer. Schien der Fall schwerwiegend, so wurde der Betroffene am Montag mit dem Klassenbuch aufs Rektoret befohlen — eine peinliche Angelegenheit, da der Delinquent meist in mühsamer Kleinschilderung sein eigenes Verhalten berichten mußte und seinen „Anschnauzer“ bezog. (Dabei hinterließ er ein sehr deutliches Porträt seiner eigenen Einstellung zur Zeit der Tat und nachher.) Ein in flangeri erwischter und bereits vorbestrafter Täter konnte unter Umständen auf drei Tage vom Unterricht „beurlaubt“ werden; selbstverständlich wurden die Eltern sofort benachrichtigt, wobei ihnen



werden sollte, mahnte ein besonderes Kingelzeichen, sich ins Klassenzimmer zu begeben. Im Tagebuch der Unterklassen lag ein gelbes Blatt, der sogenannte Ordnungsbogen. Der Lehrer notierte darauf in jeder Stunde, in welchem Zustand er die Klasse angetroffen hatte. War eine Woche lang keine Beanstandung eingetragen, so erhielt die Klasse ein „Diplom“ für Wohlverhalten, einen schönen Vordruck mit Unterschrift des Schulleiters. Eine bestimmte Anzahl von Diplomen bedeutete einen zusätzlichen Wandertag. Eine einfache Rechnung ergibt den Nutzen dieser Einrichtung: Wenn z.B. in 150 Schulstunden die ersten 5 Minuten voll für den Unterricht ausgenutzt werden können, so sind das 750 ersparte Minuten. Ein Ausflugstag (5 Std à 45 Minuten) bedeutet 225 Minuten: macht eine Ersparnis von 525 Minuten. Eine Milchmädchenrechnung? Es sieht so aus; aber — ohne um Minuten feilschen zu wollen — der Schulpraktiker wird zugeben, daß diese teils weise, teils humorvoll-gütige „Überlistung“ des Schülers ihren Dienst getan hat und genau dem Wesen der besonderen Schweizerischen „Schulmathematik“ entspricht. Der Berichterstatter jedenfalls konnte ein Auguren lächeln nicht unterdrücken, wenn er am „Schwarzen Brett“ las: 1 abc, 2d Diplomausflug.

nahegelegt wurde, daß es ja auch andere Schulen gebe. Damit wurde dem jungen Menschen der französische Grundsatz „il faut défendre sa place au Lycée“ nahegelegt. Ist es doch ein weitverbreitetes Schülervorurteil, daß man in der Schule zum Schulbesuch gezwungen werde!

Besonders methodisch war die feste Ordnung der Strafen. Selbst ein einzelner Eintrag wegen Betrugs oder Abschreibens bedeutete den Verlust der guten Beitragsnoten im kommenden Zeugnis, einen Rektorsarrest und die Benachrichtigung der Eltern. In andern Fällen folgte auf drei Einträge ein Rektorsarrest, auf drei Rektorsarreste unweigerlich das consilium abeundi mit Androhung des Ultimatums oder dem Ultimatum selbst; dann erfolgte der Ausschluß. Da der Schüler diese Stufenleiter kannte, kam es selten zum Äußersten; dafür konnten auch ungebärdige Jugendliche im Zuchtgebricht werden, solange es noch Zeit war — unter steter Benachrichtigung der Eltern.

Diese Zusammenarbeit von Schule und Elternhaus wird allerseits als notwendig bezeichnet; aber es ist, abgesehen von solchen Ausnahmefällen, bei einer so riesigen Schule und so übervollen Klassen nicht möglich, daß jeder Lehrer jeden Elternteil kennt. Dennoch sollte eine regelmäßige Verständigung stattfinden. Dicsem Zwecke dienten zwei Einrichtungen: der Elternsprechtag und die Zeugnis-Sammelhefte.

Erfahrungsgemäß ist das Interesse der Eltern am brennendsten, wenn das Halbjahreszeugnis ausgegeben und unterschrieben ist. Zu diesem Zeitpunkt wurde der Elternsprechtag angesetzt, zu dem die Eltern schriftlich eingeladen wurden und alle Lehrer antreffen konnten, ohne sich an die Sprechstunden der einzelnen Fachlehrer halten zu müssen. So konnten die Eltern sich die Umständlichkeit mehrerer Besuche ersparen; die Sprechstunde der Lehrer blieb frei für längere Aussprachen, wie sie in schwierigen Fällen nicht zu umgehen und mindestens wünschenswert sind. Diese Einrichtung hat manchen Ärger erspart. Dabei ist es für den einzelnen Lehrer und den Schulleiter oft erforderlich, einen Überblick über den Kenntnisstand des Schülers im Augenblick der Aussprache zu haben. Das ist bei der großen Zahl der Fachlehrer gar nicht so einfach. Diesem Notstand begegnete das Zeugnis-Sammelheft, das stets griffbereit im Lehrzimmer lag und in das von allen Fachlehrern die Einzelnoten

eingetragen wurden. Diese laufende Unterrichtung ermöglichte es auch, die Zeugniskonvente pünktlich, aber unpädantisch abzuwickeln. Da über die meisten Schüler jedermann im Bilde war, konnte man sich auf die problematischen Fälle konzentrieren, ohne sich mit Selbstverständlichkeiten aufzuhalten zu müssen.

Zur positiven Unterrichtsförderung gehört die Einrichtung von Klassenschränken, die dem Schüler ermöglichen, in eigener Lektüre sich seinem Alter und seiner Stufe entsprechend weiterzubilden. Leider hat zur Zeit nicht jede Klasse ein ordnungsgemäßes Klassenzimmer und donc dazu gehörigen Bücherschrank. Manche schulische Möglichkeit ist nun einmal an bestimmte materielle Voraussetzungen gebunden! In den Oberklassen werden diese Bücherreiche als wesentliche Hilfe empfunden und eifrig benützt; in den Unterklassen geben sie die Möglichkeit, einen gewissen Umkreis jugendgenäßer Literatur und Information zu erschließen.

Nur eine solche strenge Schulzucht und -ordnung schafft die Möglichkeit liberaler Einrichtungen und freizeitiger Unternehmungen; je saurer die Wochen, desto froher die Feste! Die „Milchmädchenrechnung“ der Diplomausflüge der Unterklassen fand durchaus entsprechende Fortsetzung in Einrichtungen der Mittel- und Oberklassen. Landschulheimaufenthalte, Skikurse, Musikfreizeiten, Studienfahrten und Theaterbesuche fanden auf dem Rektorat großzügige Förderung. Und sorgfältig wurde darauf geachtet, daß die Schule, die all dies vermittelte, als eine Einheit gesehen wurde. Wer im Sport, in der Musik, in der Organisation von Fahrten oder Feiern jeder Art im Rahmen der Schule etwas leistete, wurde am Schuljahrende mit einem besonderen Preis bedacht und rühmend erwähnt. Wenn auch jeder Jugendliche zeitweise eine natürliche Abneigung nicht unterdrücken kann, wenn eine noch so interessante Beschäftigung in Arbeit ausarten soll; es ist sicher gelungen, die so oft angesprochene „Schulverdrossenheit“ zurückzudrängen, mehr als wenn man sich ängstlich an jede Minute und jeden Tag Unterricht kleinlich geklammert hätte.

Im ganzen wird mit gutartigen Schülern mehr geleistet, wenn man auch ihre Freiwilligkeit anspricht und anerkennt — auch auf abseitigen Gebieten. Deshalb wurden ohne Bedenken Kräfte von überall in Anspruch genommen, ob es sich um Ruheständler, um Schüler handelte oder gar einen Konzertmeister für den letzten Schiff vor

einem Konzert (ein besonders erfolgreicher und für die Schüler sehr fruchtbarer Einfall des Musiklehrers). Das ist nur möglich, wenn der Schulleiter großzügig, neuen Ideen aufgeschlossen ist, einerseits die Freiheit der Initiative zu schätzen und zu honoriieren weiß, aber auch stets die Zügel in die Hand nimmt, wenn es erforderlich ist.

Und nicht zu vergessen: solche Veranstaltungen setzen das Wohlverhalten der Schüler voraus; ihre Verweigerung bedeutet eine gefürchtete Maßregel, die der Schüler möglichst nicht herausfordert. So betrachtet ist es kein Wunder, daß der ausgedehnte Musikbetrieb die wissenschaftlichen Leistungen nicht beeinträchtigt hat. Es bleibt ein ganz besonderes Verdienst dieses Schulleiters, daß er allen möglichen Bedenken zum Trotz daran festhielt, es müsse alles, was dem Schüler in der Schule Freude und nicht bloßes Vergnügen bereite, irgendwie der Schule wieder zugute kommen.

Dieselbe Maxime kennzeichnete die Einstellung dem Lehrerkollegium gegenüber: wer Besonderes leistete oder besondere Interessen der Schüler anzusprechen verstand, bekam jede Unterstützung und weiteren Spielraum. Wie sehr leiden doch an vielen Schulen die Musiklehrer darunter, daß vor einer Veranstaltung auf die notwendigen



Proben keine Rücksicht genommen wird, daß die Teilnahme der Schüler – im Prinzip freiwillig – vom Schüler etwa kurzfristig „aufgekündigt“ wird, weil er weiß, daß die Schulleitung sich nicht ernsthaft darum kümmert. Wie soll eine Theatergruppe leben, wenn ihre Proben nicht regelmäßig stattfinden können, da die betreffende Nachmittagsstunde vogelfrei ist und von jedem andern Lehrer für jeden Zweck vordringlich beansprucht werden kann! Daß jeder Lehrer im Ernstfall sich auf die Hilfe des Schulleiters verlassen konnte, ist so selbstverständlich geworden, daß man sich fast scheut, dies zu erwähnen. Aber wie bei allen Sonderunternehmungen konnte am Kepler-Gymnasium jeder Lehrer, der mehr als seine Pflicht tat, auf Unterstützung und Anerkennung rechnen – auch wenn seine Tätigkeit zunächst mit Unannehmlichkeiten verknüpft schien oder war.

Nur so ist Freizügigkeit und Freiwilligkeit zu erreichen und anzusprechen; wo der „bequeme“ Kollege als solcher vorgezogen wird, kann man nicht mehr von einem Schulleben reden. Das Rückgrat einer Schule ist der straffe Unterricht; was den Schüler als Menschen besonders mit der Schule verbindet, ist daneben auch das, was – innerhalb oder außerhalb des eigentlichen Unterrichts – darüber hinausführt.



Brief von Herrn Verleger Ernst Klett an Herrn Professor Schweizer

Lieber Herr Schweizer,

Wissen Sie noch? Denken Sie zuweilen an die Tage im Sommer und Herbst 1945, als Sie, ein überschlanker Mann in den besten Jahren, einen überschlanken, jungen Verleger zu Besuch hatten, um mit ihm über das neue mathematische Unterrichtswerk zu beraten? Weiß Gott, wir hatten immer Hunger damals, aber wir waren leistungswillig und leistungsfähig bis dorthin aus und von dem unbändigen Willen erfüllt, etwas Rechtes zu machen. Mit Herrn Lambacher zusammen, der aber dann bald, da am politischen Aufbau des sonderbaren Ländchens Südwürttemberg-Hohenzollern beteiligt, Ihnen das Gros der Arbeit überlassen mußte, fingen wir an, beide nicht übermäßig erfahren im Schulbuchmachen; aber vielleicht war gerade das der Grund, daß alles damals so viel schneller ging als heute. Jedenfalls staun ich, wenn ich die Korrespondenz überblinke, wie flott die Arbeit vorwärtsging – und dabei wird niemand sagen können, diese erste Ausgabe des Lambacher-Schweizer sei etwas Schlechtes gewesen; im Gegenteil: das war ein großer Wurf. Sehr schnell merkte man nicht nur in unserer engeren Heimat, sondern in ganz Deutschland, daß hier etwas Neues, etwas für die Schulen ungemein Praktikables entstand. Ich weiß nicht mehr, wer mich zu Ihnen geführt hatte oder ob gar Sie es waren, der zuerst zu mir kam. Jedenfalls war das eine glückliche Stunde für den Verlag und, wie ich ein bißchen hoffe, auch eine gute Stunde für den Autor Wilhelm Schweizer.

In meiner Erinnerung steigen die ersten Gespräche auf: wie da ein Mann, der wußte, was er wollte, der spürte, worauf es ankam, dem armen Laien in mathematicis erklärte, was er wollte, und warum er es so wollte, wie er die Vorstellung des Partners Lambacher in seine Konzeption hineinnahm, wie er dann entwarf und verwarf, bis die ersten Kapitel standen und gut waren. Das alles neben der Tag- und

Nachtarbeit für die Schule, im Winter frierend und immer die Not des Landes vor Augen, in täglicher Abwehr gegen die Mißhelligkeiten einer schlimmen Zeit – damals habe ich den tiefen Respekt vor Ihnen gewonnen, die Bewunderung für einen Mann, der soviel mehr leistet als sein Beamtenstatus je von ihm fordert.

Das war vor über 20 Jahren. Bald schon mußte ich, da der Verlag wuchs, die unmittelbare Arbeit mit Ihnen an andere delegieren, und seither begleite ich Ihre Arbeit, soweit sie das Büchernachen betrifft, nicht mehr als Ihr direkter Partner, aber doch ohne Unterbrechung mit der alten Teilnahme, und wenn es irgendwann einmal eine ernsthafte Schwierigkeit gibt, dann finden wir uns sehr schnell im Gespräch, und noch jedesmal haben wir gemeinsam das Richtige gefunden. Die Zeilen sehen anders aus, wir müssen nicht mehr vor Besatzungszimmern warten, um einen Passierschein von Tübingen nach Stuttgart oder von Stuttgart nach Tübingen zu ergattern, wir müssen an der Zonengrenze nicht mehr eilig in die Wälder eintauchen, weil ein Greifkommando in Dettenhausen gemeldet ist; aber gleich geblieben ist die Arbeit an dem großen Werk. Nicht einen Tag haben Sie nachgelassen, obwohl Sie, der Sie inzwischen eine hohe Stufe Ihrer Laufbahn erreicht haben, jahraus jahrein unter dem Druck schwerer Verantwortung standen. Sie hätten recht gehabt, es sich leichter zu machen, aber Sie sind zu Ihrem großen Opus gestanden. Ob auch nur einer dieser, die dieses hierlesen, beurteilen kann, was es heißt, ein Unterrichtswerk für die Höheren Schulen aufzubauen? Ob einer auch nur ahnt, was es bedeutet, wenn ein Mann von vielen Interessen sich diszipliniert, seine Abende, seine Sonntage, seine Ferien dranzugehen, um unser Schulwesen, soweit es durch das Lehrbuch beeinflußbar ist, um ein Stück vorwärts zu bringen? Der Verleger weiß es, und hiermit sagt er's denen. Welch ein Glück, zusätzliches Glück, wenn ein solcher Mann dann bei aller schwäbischen Beharrungsfreude Verständnis zeigt für die Argumente des anderen, wenn er heute, schon ein Stückchen über die Sechzig, nicht verholzt, sondern offenbleibt für das Neue, bereit für das andere! Gewiß, das Buch, das Ihren Namen trägt, und das in der ganzen Bundesrepublik höchstes Ansehen genießt, ist nicht allein Ihr Buch. Tüchtige Männer stehen Ihnen zur Seite (und in aller Bescheidenheit, auch der Verlag tut das Seine), und es gibt Teile, die nicht von Ihnen geschrieben sind. Sie aber sind die Mitte des Ganzen; Ihr

Können, Ihre Energie und insbesondere Ihre Stetigkeit, Ihre Kraft des Durchhalbens waren prägend, und jeder, der je mitgearbeitet hat, wird neidlos anerkennen, daß Sie der Chef waren und sind.

Nun werden Sie also die Leitung Ihrer Schule abgeben. Es wird Ihnen, dem leidenschaftlichen Schulmann, schwer fallen, und jeder, der Sie kennt, wird mitfühlen können. Vielleicht ist es da doch ganz gut, daß Sie über Ihr Unterrichtswerk noch mit der Schulwelt verbunden bleiben. Sie werden, deo volente, Ihre Arbeitskraft nicht brachliegen lassen, sondern zusammen mit den Mitstreitern weiterhin an der Modernisierung und Verbesserung des Lambacher-Schweizer wirken können. Als Ihr Verleger, ich muß es gestehen, kann ich nicht umhin, mich über Ihren Schritt zu freuen: befreit von der Aufgabe, eine große Schule zu leiten, werden Sie noch mehr als bisher die Summe Ihrer Erfahrung und die Energie, Gutes zu schaffen, dem gemeinsamen Werk zugutkommen lassen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Ernst Klett

Mathematik für Naturwissenschaftler

D. Greifeneder

Wer in Tübingen mit dem Studium der Naturwissenschaften begann, mußte gleich in den ersten beiden Semestern Professor Schweizers Vorlesung „Einführung in die Höhere Mathematik“ belegen. Manchen, der schon in der Schule mit der Mathematik auf Kriegsfuß stand, kam es hart an, daß ihn die Formeln auch hierher verfolgten, wo er sich, seiner Neigung entsprechend, mit Biologie, Chemie oder Geologie beschäftigen wollte. Und doch konnte ich niemanden, der nach Ablauf dieses zweijährigen nicht heilsam darüber war, daß er diese Vorlesung miterlebt hatte.

Bevor ich hier versuche, Professor Schweizers Wirken als Hochschullehrer zu würdigen, möchte ich kurz auf das Verhältnis zwischen Mathematik und Naturwissenschaften eingehen, damit auch Fernerstehende erkennen können, worin Professor Schweizers besonderes Verdienst um die Ausbildung der jungen Wissenschaftler liegt. Dieser Überblick stellt dann sozusagen die Voraussetzung dar, von der aus die Behauptung bewiesen werden soll, daß Professor Schweizers Vorlesung der beste Weg war, die Studenten für die hohen Anforderungen der modernen Naturwissenschaft heranzubilden.

Als Justus von Liebig zu Anfang des 19. Jahrhunderts „Chemie studieren“ wollte, wurde er ausgeschlacht und wurde darauf hingewiesen, daß man nur Wissenschaften studieren könne. Wer Kants Ausspruch gelten läßt, wonach eine Wissenschaft nur insoweit diesen Namen verdiente, als sie Mathematik enthalte, muß den Leuten Recht geben, die damals den jungen Liebig vom Chemiestudium abhalten wollten. Denn die wenigen chemischen Kenntnisse wurden im Rahmen der Medizin, der Hüttenkunde oder des Färberhandwerks weitergegeben. Die reine Forschung war Sache einiger weniger Privatgelehrter. Ähnlich sah es bei den übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen aus. Naturgesetze, die die Einzelerscheinungen auf einen

Ein Mathematik-Werk in Zahlen

Das bei Klett erscheinende Unterrichtswerk für Mathematik „Lambacher-Schweizer“ umfaßt 15 Bände mit einer Gesamtseitenzahl von 1702 Seiten. Anzahl der Abbildungen: 2204. Anzahl der numerierten Aufgaben: 9286.

Bei den Aufgaben sind weder die in Klammer noch die unter a) b) c) einzeln gezählt, so daß es sich um rund 30 000 Aufgaben handelt. Die Bücher haben seit ihrem Erscheinen (1951) bis heute zwischen 17 und 23 immer wieder verbesserte Auflagen erfahren. Außerdem liegen noch 3 Bände einer Kurzausgabe vor und 2 Bände für die Mittelschule.

Weit mehr als die Hälfte des Gesamtwerkes, manche Bücher fast ganz, stammen aus der Feder von O. St. Dir. Prof. Schweizer. Die Mehrheit aller Schulen arbeitet nach seinen Büchern. *K. Arzt*

Nenner hätten bringen können, gab es erst wenige. Und was ein Naturforscher an mathematischen Erkenntnissen brauchte, war vielleicht etwas Dreisatzrechnung für die chemische Stöchiometrie und die Fähigkeit, Blütenblätter oder Staubfäße abzuzählen. Nur die Physiker hatten schon Naturgesetze aufgestellt, die in mathematisch anspruchsvollere Gleichungen eingekleidet waren.

Danebenüber stand die Mathematik als reine Geisteswissenschaft in hoher Blüte. Seit alters her als strengste und exakte Wissenschaft eingeschätzt und als eine der Freien Künste gepflegt, hatte sie im 18. Jahrhundert einen neuen Aufschwung genommen. Und doch dämmerte damals schon die Erkenntnis, daß der alte Satz des Pythagoras, wonach die „Zahl“ alles Naturgeschehen beherrsche, bald auch experimentell bewiesen sein könnte. Und bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden dann „Mathematisch-Naturwissenschaftliche“ Fakultäten eingerichtet.

Hatten die Naturwissenschaften anfangs nur bescheidenen Gebrauch von mathematischen Hilfsmitteln gemacht, so änderte sich das bald, da nun auch kompliziertere Naturzusammenhänge entdeckt wurden. Und schließlich konnte die Physik in unserem Jahrhundert ihrerseits die mathematische Forschung anregen, als Probleme wie die Relativitätstheorie, die nichteuklidische Geometrie, Wellenmechanik und Quantentheorie nach mathematischer Behandlung verlangten.

Der Student, der den heutigen Stand seiner Wissenschaft mit den Verhältnissen des vorigen Jahrhunderts vergleicht, und der sich nun gegen oder ungern mit den vielen neuen Gleichungen befassen muß, fragt sich wohl, warum die Mathematik mit exponentiel anwachsender Geschwindigkeit in die naturwissenschaftlichen Lehrbücher hineindiffundierte. Dieser Einbruch der Mathematik kam zustande, weil die vielen experimentellen Ergebnisse, die innerhalb jeder Disziplin zusammengetragen wurden, nun ein so vollständiges Mosaik ergeben, daß die den Einzelercheinungen zugrundeliegenden Naturgesetze deutlich hervortraten.

Diese Verdichtung von Versuchsergebnissen zu Gleichungen, die dann deduktiv angewendet werden können und viele überflüssige Versuche ersparen, ist das Endziel der Forschung. Daß wir heute etwa den halben Weg zu diesem Ziel geschafft haben, das macht das Studium der Naturwissenschaften so schwierig. Denn einerseits kann niemand mehr wie früher unbeschwert von mathematischen Erkennt-

nissen drauflosforschen, andererseits sind wir noch nicht so weit, daß Biologen und Chemiker nur noch mit Formeln arbeiten, was dann gleich ein richtiges Mathematikstudium rechtfertigen würde. Das Studium der naturwissenschaftlichen Fächer dauert heute etwa doppelt so lange wie vor fünfzig Jahren. Der Student muß sich zunächst in den Grundpraktika mit den klassischen Methoden seiner Wissenschaft vertraut machen. Sodann hört er viele Vorlesungen, die aber entweder nur einen groben Überblick vermitteln können, oder ein ganz spezielles Thema ausführlich behandeln. Weiterhin sollte der Student die modernen Forschungsmethoden kennen lernen, die er später für seine eigene Arbeit braucht. Bis ein junger Wissenschaftler auch nur in groben Zügen um die wichtigen Ergebnisse und die neuesten Probleme seiner Disziplin weiß und alle experimentellen Hilfsmittel wenigstens vom Hören sagen kennt, hat er schon die heutzulage übliche hohe Semesterzahl beisammen.

Und zu dem allem sollte er nun noch in Mathematik gut beschlagen sein, einmal um des tieferen Verständnisses willen, zum andern, weil fast jeder Versuch rechnerisch ausgewertet werden muß. Professor Schweizer, der nicht nur ein leidenschaftlicher Mathematiker ist, sondern auch regen Anteil an den Naturwissenschaften nimmt, hat daher diese Situation klarer erkannt als es ein Nur-Mathematiker gekonnt hätte, und hat seine Vorlesung zum Wohle der Studenten darauf abgestimmt. Daß er als erfahrener Pädagoge diesen sinnvoll ausgewählten Stoff auch noch in so glänzender Art und Weise darbot, daß jeder Hörer diese Vorlesung als eine der didaktisch bestangelegten in Erinnerung hat, das ist ein besonderer Glücksfall für die Tübinger Studenten.

Diese Vorlesung wurde von Professor Schweizer bewußt in den Rahmen der Naturwissenschaft gestellt. Sie verband verschiedene Einzelfächer unserer Fakultät, aber nicht in der Art einer Grenzwissenschaft wie „Biochemie“, „Physikalische Chemie“, „Geophysik“, sondern als gemeinsamen Untergrund aller Naturforschung.

In Professor Schweizers Vorlesung erlebten die Studenten zum ersten Mal eine bestimmte Art des Erstaunens, die auch den fortgeschrittenen Wissenschaftler immer wieder befällt: wie nämlich die Mathematik, die ja von den Griechen ohne viel Zusammenhang mit der Naturbeobachtung geschaffen wurde und die sich nach Kant und Schopenhauer auch allein aus der Raum- und Zeitvorstellung

des menschlichen Gehirns ableiten läßt, wie also diese reinste Geisteswissenschaft imstande ist, die Naturvorgänge zu beschreiben.

Daß ein einmal gefundenes Naturgesetz gewisse Voraussagen erlaubt, ist nicht weiter aufregend. Daß aber Naturgesetze, die durch rein mathematische Umformung, Erweiterung oder Umdeutung einer älteren Gleichung geschaffen wurden, neue Aussagen machen, die dann nachträglich in jedem Fall experimentell bestätigt wurden, das ist immer wieder überraschend und zeigt, daß die Mathematik tiefer als nur in unserem Denken verankert ist. Professor Schweizer versäumte nie, nachdem er mit den Studenten eine Anzahl mathematischer Beispiele durchexerziert hatte, Naturgesetze anzuschreiben, die den soeben behandelten mathematischen Gleichungen Glied für Glied entsprachen, nur daß jetzt jeder Buchstabe eine physikalische Größe bedeutete.

Der Hauptzweck der Vorlesung war, den Studenten eine „Gebräuchsmathematik“ an die Hand zu geben. Trotzdem hatte keiner der Hörer das Gefühl, daß er hier etwa nur Mathematik zweiter Klasse vorgesetzt bekäme.

Durch sinnvolle Stoffauswahl und brillante didaktische Technik war es Professor Schweizer möglich, die Vorlesung in zwei Semestern durchzuführen, ohne dabei die mathematische Sorgfalt zu vernachlässigen. Die Vorlesung sollte nicht zu einem Diktat von Formelsammlungen herabgewürdigt werden. Selten wurde ein Beweis ausgelassen, und falls dies doch einmal nötig war, so skizzerte Professor Schweizer wenigstens den Verlauf der Beweisführung oder stellte dies den Studenten als Übungsaufgabe.

Die Hörer merkten sehr schnell, daß sie einen Professor vor sich hatten, der die Vorlesung nicht als zeitraubende Nebensache betrachtete. Wer im Vorlesungsverzeichnis blätterte, entdeckte, daß Professor Schweizer sich auch mit mathematischer Didaktik beschäftigte und hatte dann wohl die Erklärung für das hohe Niveau der Vorlesung. Professor Schweizer betrieb das Lehren nicht als mechanisches Weitergeben, sondern als eine Angelegenheit, die selber Gegenstand der Forschung war. Hier war das Problem, einen gegebenen Lehrstoff so darzustellen, daß die Lernenden ihn schneller begriffen, tiefer erfaßten und länger behielten als ohne diese Anleitung. Was hier an Arbeit geleistet wurde, hatte einen so großen Wirkungsgrad wie kaum auf einem anderen Gebiet. Denn die Schlüsselstellung, die die

Professoren in unserem Bildungssystem einnehmen, beruht weniger auf ihrer Forschungstätigkeit (hier kann ein durchschnittlicher Wissenschaftler, der an ein dankbares Thema gerät oder in einem gut eingerichteten Industrielabor sitzt, mehr Erfolg haben), als auf ihrem Einfluß auf tausende von jungen Leuten der nächsten Generation.

Angesichts dieser bedeutungsvollen Aufgabe erachtete Professor Schweizer kein Hilfsmittel für zu gering, wenn es dazu beitrug, den Wirkungsgrad der Vorlesung zu steigern. Zunächst war daher sein Hauptanliegen, das Interesse der Hörer wach zu halten, denn als erfahrener Pädagoge kannte er seine Pappeneheimer, die in der frisch gewonnenen akademischen Freiheit sicher nicht lerneifriger als in der Schule waren. Hier galt es vor allem, vielen angehenden Naturwissenschaftlern, die vom ihrem Fach vorerst nur verschwommene Vorstellungen hatten, überhaupt klar zu machen, wozu sie Mathematik benötigten. Ein ausstudierter Biologe beispielsweise weiß, daß Biologie großenteils schon Biochemie ist, und daß die Chemie ihrerseits schon mit Fug und Recht als „Physik der äußersten Elektronenhülle“ bezeichnet werden kann. Und daß die Physik wiederum schon seit Jahrzehnten keine Aussage mehr macht, die nicht mathematisch formuliert wäre, das weiß nun auch schon der Abiturient. Daher wurde dem Student bei jeder neuen Rechenart gesagt, für welches Problem seiner Wissenschaft er sie benötigen werde.

Weiterhin war die kapitelweise Gliederung und Untergliederung des Lernstoffs eine große Erleichterung für die Hörer, die man später leider in den meisten Vorlesungen vermißte. Die Durcharbeitung und Klarheit der Vorlesung erstreckte sich auch bis auf die Art und Weise, die Tafelfläche ökonomisch auszunutzen und doch übersichtlich zu schreiben, sowie auf die bildschön gezeichneten Kurven und Figuren. An der Tafel konnte Professor Schweizer durch keine Tücke des Objekts aus dem Konzept gebracht werden. Als einmal die Kreide zu laut quietschte, brach er sie durch und schrieb mit der Hälfte weiter („jetzt quetscht sic im Ultraschall“).

Die Übungsaufgaben waren so abgefaßt, daß der Student immer nette Überraschungen erlebte, so beispielsweise, wenn eine gefährlich aussehende trigonometrische Funktion sich beim Zeichnen als Blütenrosecke entpuppte.

All dies trug dazu bei, die Vorlesung geradezu „idiotensicher“ zu gestalten. Man hatte dauernd das Gefühl, alle Probleme zu ver-

hen, wenn sie nur weiterhin auf diese Art behandelt würden. Daher konnte Professor Schweizer es sich leisten, seine Vorlesung zu extremen Tageszeiten abzuhalten, sommers frühmorgens um 7 Uhr und im Winter spätabends. Möchten die Studenten vor Beginn der Vorlesung noch (oder schon) müde in den Bänken liegen, sobald Professor Schweizer das Podium betrat, straff und energisch, hörte das Gähnen auf, man setzte sich zurecht und folgte aufmerksam dem temperamentvollen, plastischen Vortrag.

Inzwischen ist die „Mathematisierung“ der Naturwissenschaften schon wieder weiter fortgeschritten. Der Chemiestudent kommt im Rahmen der Theoretischen Chemie mit Wellenmechanik und Quantentheorie in Berührung. Früher genügte es, wenn er diese Begriffe vom Hörcnsgen kannte. Heute aber werden oft schon Farbe und andere physikalische Eigenschaften von noch nicht existierenden Verbindungen vorausberechnet, und sehr viele Veröffentlichungen beschränken sich nicht mehr auf die Beschreibung von neudargestellten Stoffen, sondern geben auch eine ausführliche quantenmechanische Deutung ihrer Eigenschaften. Daher ist der Wissenschaftler gezwungen, sich wenigstens die Grundlagen dieser neuen Theorien anzueignen. Dies scheitert bis jetzt aber immer an dem mathematischen Aufwand, der hierfür nötig ist. Wer gar so weit kommen möchte, daß er quantenmechanische Rechnungen nicht nur verstehen, sondern selbständig durchführen kann, der braucht zu diesem überaus mühevollen Selbststudium, das er ja neben der normalen Tätigkeit betreiben muß, mindestens drei, vier Semester. Doch der normale Student erlebt immer wieder das klägliche Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, wenn er in Vorträgen oder Veröffentlichungen Quantenmechanik vorgesetzt bekommt und sie nicht versteht, und zwar einfach deshalb, weil ihm die mathematischen Grundlagen fehlen. Diesem für die Wissenschaftler so deprimierenden Überstand könnte leicht abgeholfen werden, wenn Professor Schweizer die Zeit fände, noch ein drittes Semester Höhere Mathematik zu lesen. Hier wären dann Determinanten- und Matrizenrechnung, Operatoren und Gruppentheorie wenigstens so weit zu behandeln, daß der Student deren Wesen verstanden hat und sich dann anhand angegebener Literatur leicht weiter einarbeiten kann. Jeder Hörer, der Professor Schweizer schon kennt, hätte dann die Gewißheit, sicher in dieses schwierige Gebiet eingeführt zu werden.

Lebendiger Mathematikunterricht

M. Kaiser

Nur wenige Klassen unserer Schule hatten den Vorzug, Herrn Direktor Schweizer nicht nur als „allgewaligen“ Monarchen der Schule, sondern auch als Lehrer kennenzulernen. Für manche Schüler mag er lange Zeit der angsteinflößende Vertreter der Schulautorität gewesen sein.

Dieses Bild veränderte sich aber stets, wenn man ihn als Lehrer erlebte. Wenn er das Klassenzimmer betritt und prüfend über die Bänke blickt, ob Bücher und Hefte hergerichtet sind und mit einem markanten „Ich höre“ die Schüler auffordert, die Ergebnisse der Hausaufgaben vorzutragen, oder wenn er vor einer farbenfrohen Skizze an der Tafel steht und suchend in seinem Kreidekasten blickt, um eine noch passendere Farbe zu finden, in all diesen Situationen hat der Schüler den Eindruck, daß Herr Direktor Schweizer wirklich in seinem Element ist.

Beginnt er an der Tafel zu schreiben oder zu zeichnen, kann es geschehen, daß er kurz beide Arme hochwirft, wie ein Dirigent, der einen Einsatz gibt; es bleibt dabei unklar, ob ihm sein Zweiheimer nicht genug Bewegungsfreiheit läßt, oder ob er sich unbewußt an seine Vergangenheit als Chorleiter erinnert.

Hat er dann diesen Einsatz gecchen, so läuft der Unterricht mit spielerischer Leichtigkeit ab, und mancher Schüler mag sich dann von Zeit zu Zeit überrascht fragen, woher es kommt, daß so intensiv gearbeitet wird, ohne daß man sich einer Anstrengung bewußt wird. Verfolgt man diesen Unterricht dann aber genauer und kritischer, läßt sich die Frage schon beantworten.

Steht Herr Direktor Schweizer an der Tafel, neben sich seine Liebhabersammlung farbiger Kreidestücke, bearbeitet er gerade eine Aufgabe oder geht er zwischen den Bankreihen auf und ab und führt durch geschickte Fragen die Schüler zur Aufdeckung eines neuen

Problems: immer lenkt er die ganze Klasse wie auch den einzelnen Schüler so, daß dieser auf die natürliche Weise auf ein Problem gestoßen wird, ohne sich dabei klar zu werden, daß er die erforderlichen Gedankenschriften nur zum Teil selbst ausgeführt hat. Wird eine Frage gestellt, beantwortet er sie meist sofort, und da er unmittelbar spürt, wo der Schüler Verständnisschwierigkeiten hat, beantwortet er sie auch so, daß der Schüler zufriedengestellt ist.

Auf diese Weise wird dem Schüler fast unmerklich die Lösung des Problems selbst interessant und wichtig; und er ist weit davon entfernt, sich als Opfer des nächsten Paragraphen oder gar des Lehrplanes zu fühlen.

„Ganz unverbindlich“ nimmt Herr Direktor Schweizer dann verschiedene Lösungsvorschläge entgegen, skizziert kurz den einen oder andern dieser Vorschläge und zeigt, daß er nicht zum Ziel führt, und läßt am Ende einen oder zwei „anpacken“, die, auch wenn sie vielleicht selten und ausgefallen sind, zu einer Lösung führen. Dann fordert er verschiedene Schüler auf, die nun notwendig werdenden Rechenoperationen durchzuführen; er bemüht sich dabei, jeden Schüler mindestens einmal aufzurufen, um die geistige Anwesenheit aller ganz nebenbei zu überprüfen. Fast nie entgeht ihm dabei einer der „Ausflügler im Geiste“.

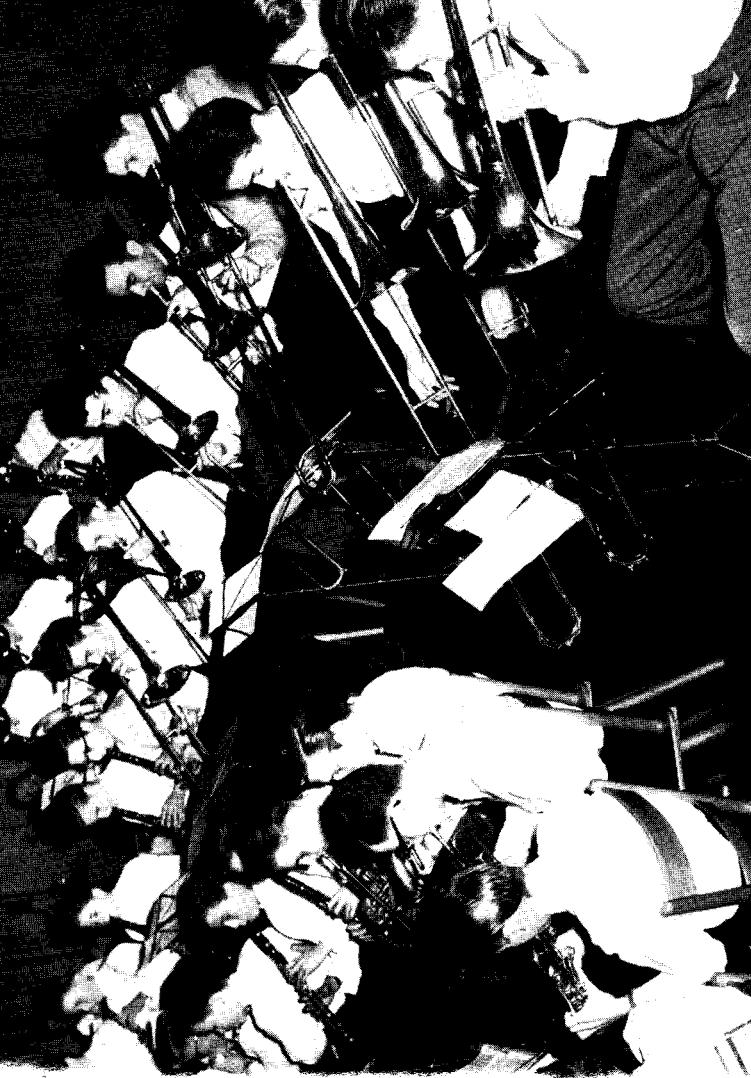
Indem er die vorgebrachten Lösungsversuche schnell zusammenstellt, zurechträckt und vorsichtig ergänzt, ergibt sich am Ende die Lösung als eine echte Gemeinschaftsarbeit. Kommt es dabei vor — und es ist natürlich sehr selten der Fall —, daß eine Aufgabe oder ein Beweis eine unerlaubte oder gar keine Lösung liefert, verschwindet Herr Direktor Schweizer mit den Worten: „Wie habe ich in meinem Buch geschrieben?“ fast ganz in seinem Buch, um erst wieder aufzutauhen, wenn er den Fehler entdeckt hat.

Durch Überschriften und Untertitel, römische und lateinische Zahlen, griechische und deutsche Buchstaben in großer und kleiner Ausgabe wird der Gedankengang gegliedert und übersichtlich an der Tafel entfaltet, so daß jeder Schüler ihn ohne Schwierigkeiten auch zu Hause nachvollziehen kann.

Von Zeit zu Zeit kann es geschehen, daß lautstarkes Klopfen den Unterricht unterbricht: der Beifall für eine gelungene Zeichnung an der Tafel; und man hat nicht den Eindruck, daß er diese akustische Äußerung als eine lästige Störung seines Unterrichts empfindet.

In den meisten Stunden beschränkt sich der Unterricht jedoch nicht nur auf rein Fachliches; dann plaudert Herr Direktor Schweizer „aus der Schule“ oder aus seinem Leben; er stärkt auf indirekte Weise das Selbstbewußtsein der Schüler, indem er kleine Probleme des Rektors mit ihnen bespricht, oder aber er erläutert Mathematisches mit Episoden aus seinem Leben.

Die kennzeichnendsten Augenblicke in seinem Unterricht sind aber die, in denen ein ihn selbst überraschender Versuch, ein Problem zu lösen, vorgeschlagen wird. Er nimmt diesen Vorschlag sofort auf und führt ihn durch, wobei man ihm die Freude, eine neue Möglichkeit gefunden zu haben, deutlich ansieht. „Meine Herren, das bietet die Mathematik“, mit einer solchen oder ähnlichen Bemerkung bringt er seine ursprüngliche Freude an der Mathematik zum Ausdruck, seiner Wissenschaft, die er wegen der Exaktheit ihrer Methoden und Ergebnisse so liebt; und nicht selten geschieht es, daß diese Freude unvermittelt auf seine Schüler überspringt.



Die musiche Erziehung — und hier besonders das praktische Musizieren — hat während der „Regierungszeit“ von Prof. Schweizer eine Förderung erfahren und eine Höhe erreicht, wie sie für die Bundesrepublik und weit darüber hinaus beispiellos sind. Musikpädagogen und Regierungsbeamte aus dem In- und Ausland kommen ans Kehler-Gymnasium, um hier diese Einmaligkeit zu studieren und zu bewundern. Die verschiedenen Orchester und Instrumentalgruppen der Schule mußten bei den großen Bundes-schulmusikwochen in München, Stuttgart und Bonn einem fachmännischen Publikum vorgeführt werden; das Auswärtige Amt und der Deutsche Musikrat wußten für unsere Orchester ehrenvolle Aufgaben im Ausland (England, Neapel, Interlochen/Michigan); und Herr Prof. Schweizer — der Mathematiker — wurde wiederholt zu Kongressen und Tagungen der Deutschen Musikerzieher gebeten, um über die Musikerziehung an seiner Schule zu berichten.

Doch lassen wir ihn darüber selbst zu Wort kommen:

„In den langen Jahren meiner eigenen Schulzeit und meiner Lehrertätigkeit ist es mir zur Überzeugung geworden, daß die musikalische und im weiteren Sinn die musiche Erziehung einen wesentlichen, unentbehrlichen Bestandteil der Heranbildung eines jungen Menschen darstellt. Obwohl das Kepler-Gymnasium eine mathematisch-naturwissenschaftliche Schule ist, und ich die charakteristische Hauptaufgabe eines Gymnasiums — die Erziehung zum selbständig denkenden Menschen durch die Begegnung und Auseinandersetzung mit geisteswissenschaftlichem und mathematisch-naturwissenschaftlichem Gedankengut — nicht verkenne, lege ich größten Wert darauf, meine Schüler in eine so enge Berührung mit der Musik zu bringen, daß die in diesem Bereich liegenden hohen und unvergänglichen Werte zum unverlierbaren Besitz und zu einer tragenden Kraft im Leben des einzelnen werden.“

Die Frage, was denn die wichtigste Aufgabe der höheren Schule sei, wird bekanntlich verschieden beantwortet; ein einheitliches Menschenbild gibt es ja heute nicht. Trotzdem läßt sich wohl eine Formulierung für diese oberste Aufgabe angeben, der jedermann zustimmen kann: Die höhere Schule soll dem Schüler vor allem einen Zugang zu der Welt der Werte vermitteln, sie soll ihm nach Möglichkeit so an Werte binden, daß diese Bindung für das ganze Leben anhält. Ein solcher zeitlos gültiger Wertbereich ist die Musik. Wenn wir dem Schüler den Zugang zu solchen Werten ermöglichen, und das geschieht am nachhaltigsten durch das eigene Spielen oder Singen, dann haben wir ihm etwas gegeben, das einen bleibenden Wert für sein Leben darstellt.

Es ist stets ein Anliegen der Schulreformer gewesen, die Schule in das persönliche Leben des Schülers, in seinen Interessen- und Gedankenkreis einzugliedern und sie zu einem echten Lebensbereich des Jugendlichen zu machen. Das ist natürlich nur in einem beschränkten Umfang möglich, denn viele Lehrstoffe entsprechen eben



nicht ohne weiteres den natürlichen Neigungen des Schülers. Das Singen oder das Instrumentalspiel dagegen kommt einer natürlichen Veranlagung und Neigung der meisten Jugendlichen entgegen. Es wird sehr bald zu einem Tun, das den jungen Menschen erfaßt und ihm lieb und wert ist, besonders dann, wenn sich schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit ein gewisser Erfolg einstellt und deutliche Fortschritte zu spüren sind. Man sollte die Bedeutung des Erfolges gefühls in der Schule nicht gering einschätzen! Die heute oft beklagte Schulverdrossenheit hat nicht zuletzt ihren Grund in der allzu mäßigen Leistung der Schüler in manchen Fächern. Freuen wir uns, daß die musischen Fächer den Chor der klagenden Lehrer und Schüler nicht zu vermehren brauchen, und daß von diesen Fächern oft ein Glanz ausstrahlt, der sich besänftigend und ermutigend auch auf das übrige Schulfsein ausbreitet und die Schule in einem freundlichen Licht erscheinen läßt.“ (Aus einem Vortrag Prof. Schweizers vor dem Deutschen Musikrat in Berlin im November 1960.)

Diese grundsätzliche Einstellung eines Schulleiters zur Musikerziehung an seiner Schule schuf die Atmosphäre, in der sich das für eine Schule vorbildliche musikalische Leben entwickeln konnte.

Wenn ich die 11 Jahre meiner Arbeit unter Prof. Schweizer an mir nochmals vorüberziehen lass, so erfaßt mich ein dankbares Staunen: Ein Staunen über die ständige, selbstlose Hilfsbereitschaft und über das große Vertrauen, das er dieser Arbeit schenkte, – auch wenn die Schwierigkeiten materieller und personeller Art manchmal unüberwindlich schienen. Wie oft hat er helfend eingegriffen, wenn unsere konsequente Entwicklung infolge „Betriebstoffmangels“ zu stocken drohte. Wie oft mußte er mit seiner ganzen Autorität einspringen, wenn wir unseren Vorstellungen und Wünschen bei Behörden und anderen Institutionen Gehör und Unterstützung verschaffen wollten. Vielleicht war ihm selber manchmal dabei nicht ganz geheuer zumutet, wenn er die großen materiellen Lasten auf uns zukommen sah, die von den musikbegeisterten Schülern wie eine Lawine ausgelöst wurden. Aber einmal dieser Sache verschrieben, blieb ihr Prof. Schweizer auch treu.

Und dabei hatte es recht harmlos angefangen. Im Sommer 1955 wurden die ersten Aktionen zur Intensivierung des Instrumentalunterrichts gestartet: Im ganzen „Ländle“ wurde nach gebrauchten Instrumenten „gefahren“, wurden Musiklehrer angeworben – und

der Gruppen- und Einzelunterricht konnte im den Räumen der Schule beginnen. Bereits ein halbes Jahr später musizierte eine Gruppe von 30 Bläsern auf dem Rathaus vor dem Tübinger Gemeinderat, und das „Schwäbische Tagblatt“ fragte erstaunt: „Gibt es künftig ein Tübinger Blasorchester?“ (Wie recht sollte doch die Zeitung mit ihrer Annahme behalten!)

Die ersten musikalischen Erfolge wirkten zündend auf unsere Schüler, besonders natürlich in der Unterstufe. So gab es 1957 bereits Klassen, in denen über 80% der Schüler ein Instrument erlernten, z. B. die damalige 2b (aus der Schüler wie Wadim Suchowersky, Albert Geyer, Helmut Mühlhäuser hervorgegangen sind) mit 20 Geigen, 1 Cellisten, 1 Flötisten, 1 Oboisten, 2 Trompeten und 3 Klavierspielern. Die einzelnen Orchester und verschiedenen Instrumentalgruppen schossen nur so aus dem Boden. Als die Belastungen und Anforderungen immer größer wurden (längst hatte diese Entwicklung – wenn auch in bescheidenerem Maße – auf andere Tübinger Schulen übergegriffen), verstand cs Prof. Schweizer, den Zuschüssen durch Stadtverwaltung, Volkshochschule und Regierungspräsidium die Hilfsbereitschaft der „Freunde und Ehemaligen des Kepler-Gymnasiums“ und der Elternschaft an die Seite zu stellen.

Bald stellte sich eine unvorhergesehene Auswirkung unserer musikalischen Arbeit ein: Die einzelnen Orchester und Musiziergruppen wurden immer mehr in das öffentliche Leben – nicht nur Tübingens allein – eingezogen. Eine für das Schuljahr 65/64 aufgestellte Statistik z. B. führt an:

1. Musikalische Umrahmung des Schulanfangsgottesdienstes der Tübinger Gymnasien
2. Mitwirkung des Blasorchesters bei der Kundgebung am 1. Mai vor dem Rathaus
3. Vorführung unserer Orchester vor der „Europäischen Studienkommission für Musikerziehung“
4. Konzert von 4 Orchestern unserer Schule in der Stuttgarter Liederhalle anlässlich der Bundesmusikwoche
5. Musikalische Gestaltung der Losprechungsfeier der Industrie- und Handelskammer in Reutlingen durch das Blasorchester
6. Mitwirkung einer Orchestergruppe beim Rektorfest der Universität auf Schloß Hohentübingen
7. Mitwirkung des Sinfonieorchesters bei der Jungbürgerfeier
8. Platzkonzert in der Platanenallee
9. Mitwirkung des Blasorchesters bei den Bundesjugendspielen
10. Musikalische Gestaltung bei der Preisverteilung zum Blumen schnellwettbewerb im Rittersaal
11. Mitwirkung des Blasorchesters bei der Einweihung des Meilensteins nach Berlin
12. Vorführung unserer Orchester vor einem Ausbildungskurs für Musiklehrer an Mittelschulen
13. Vorführung unserer Orchesterarbeit vor 50 amerikanischen Musikprofessoren
14. Musikalische Gestaltung des „Geselligen Abends“ der Elternschaft
15. Musikalische Gestaltung des „Ehemaligenhauses“
16. Mitwirkung unseres Sinfonieorchesters bei den „Musischen Wochen“ der Stadt Berlin (4 Konzerte)
17. Konzert zu Gunsten des Kinderhilfswerks der Stadt Berlin (Reinerlös DM 1200,-)
18. Konzert zum Tag der Hausmusik
19. Musikalische Gestaltung verschiedener Weihnachtsfeiern
20. Mitwirkung des Blasorchesters bei 2 Bürgerversammlungen
21. Musikalische Gestaltung einer Motette in der Jakobuskirche
22. Musikalische Gestaltung verschiedener Richtfeste und Einweihungsfeierlichkeiten
23. Aufnahmefeier für die neuen Erstklässler
24. Musikalische Feier zur Verabschiedung der Abiturienten
25. Schulschlußfeier

Der Veranstaltungskatalog in den darauffolgenden Jahren ist eher noch umfangreicher geworden.

Diese Befähigungen haben eine ideelle Seite – Schule und Schüler schafft nehmen in aktiver Weise am Geschehen in der Gemeinschaft teil – und eine materielle Folgeerscheinung: So mancher erzielte Betrag und manche Spende fließen unserer Musikarbeit zu. Der Wunsch von Prof. Schweizer, es im Laufe der Zeit so weit zu bringen, daß die Hälfte seiner „Schulmannschaft“ ein Instrument spielt, ist natürlich schon lange mehr als erfüllt. Bereits 1962 waren



es über 80% – und dieser Prozentsatz blieb bis heute erhalten. Er dürfte auch die oberste Grenze für einen ernsthaften Musikbetrieb an einer Schule bleiben. (Natürlich haben wir hierbei die Blockflötenspieler ausgeklammert; sonst würden wir einen Prozentsatz von nahezu 100% erreichen, weil bekanntlich bei uns alle Schüler der Klassen 1–5 das Blockflötenspiel im Musikunterricht der Schule erlernen.)

Wie sieht es nun heute mit dem instrumentalen Musizieren an unserer Schule aus? Am Kepler-Gymnasium werden z. Z. mit Sicherheit über 1400 Instrumente gespielt – darunter sind über 500 Blockflöten. Wie die Verhältnisse im einzelnen sind, soll folgende Statistik (Stand vom 1. 3. 1966) aufzeigen:

Blockflöte	über 550	Querflöte	24
Violine	161	Schlagzeug	20
Klavier	142	Oboe	18
Klarinette	95	Fanfare	12
Trumpete	91	Viola	10
Gitarre, Banjo usw.	77	Kontrabass	10
Horn	47	Saxophon	9
Violoncello	56	Fagott	8
Akkordeon	51	Orgel	4
Posaune/Tuba	30		
Melodica	26		
			<hr/> 1401

Unser Ziel ist es, daß die Schüler das von ihnen gewählte Instrument so weit beherrschen lernen, daß sie im häuslichen Rahmen, im Kreis von Klassen- und Schulkameraden oder im Schulorchester musizieren können. Nicht die Schulfreier oder das Schulkonzert — nein, das Erlebnis der Gemeinschaftslistung soll erstes Ziel sein; und deswegen hat unsere Schule auch so viele musikalische Gemeinschaften:

Großes Sinfoniorchester (ca. 55 Spieler)
Kammerorchester (ca. 24 Streicher, einige Bläser)

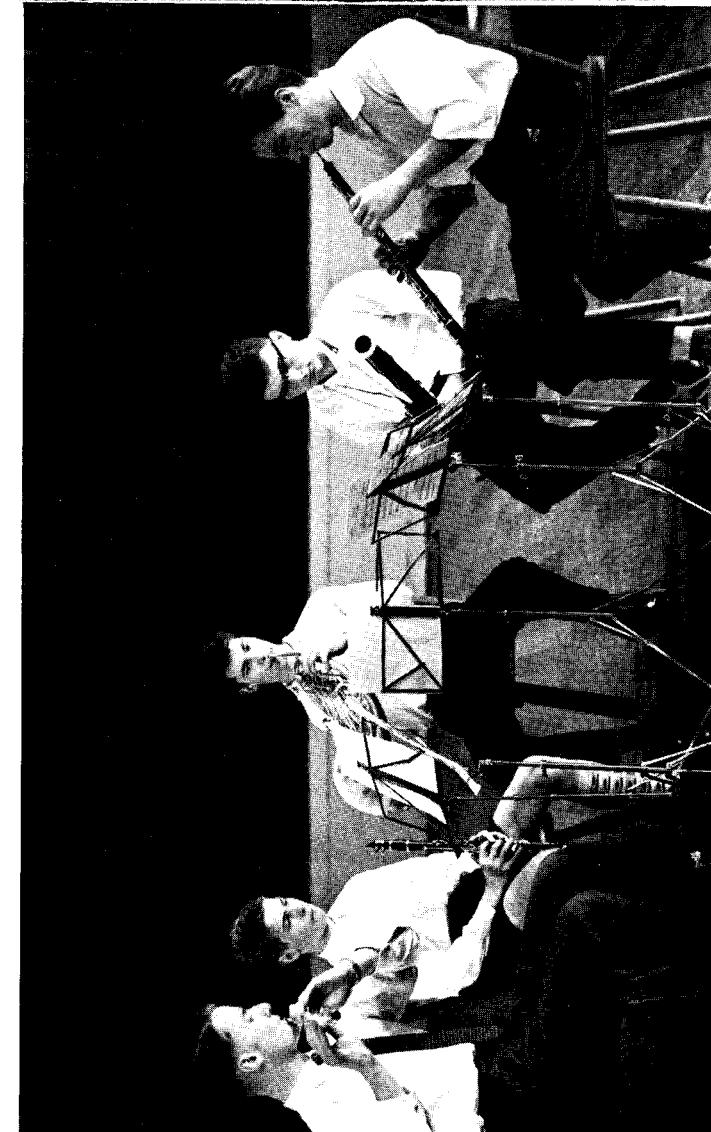
Nachwuchsorchester I	(ca. 25 Streicher, einige Bläser)
Nachwuchsorchester II	(ca. 55 Streicher, einige Bläser)
Großes Blasorchester	(ca. 60 Bläser)
Nachwuchsblasorchester	(ca. 40 Bläser)
Posaunenchor	(ca. 12 Bläser; wird für besondere Zwecke zusammenge stellt)
Fanfarenzug	(ca. 12 Fanfarenbläser)
Blockflötenorchester	(ca. 120 Spieler der Unterklassen)
Salonorchester	(Big Band-Besetzung; 15 Spieler)

Daneben gibt es eine Anzahl Klassenorchester, Streichquartette, Bläserquintette und Instrumentalgruppen der verschiedensten Zusammensetzungen (einschließlich der Jazz- und Beat-Bands).

Natürlich sind viele Schüler auch außerhalb der Schule im ganzen Kreisgebiet aktiv. (Posaunenchöre, Musikvereine, kirchliche Instrumentalkreise usw.) Wir halten diese Aussirah lung für sehr wertvoll. Neben der Intensivierung des Instrumentalspiels war Prof. Schweizer — dem Sänger und „Chorleiter aus Leidenschaft“ — die Pflege des Liedes und des Chorgesanges ein ernstes Anliegen. Auch hier hat in den letzten Jahren seine Unterstützung einen ungeahnten Aufschwung bewirkt. Unser Großer Chor mit seinen 120 Sängern ist unter der Leitung von Fräulein Haas zu einem stets einsatzbereiten Instrument geworden und hat sich schon bei vielen Gelegenheiten bewährt. Den Andrang der Unterklassen konnte man auch hier nur bewältigen, indem man einen Nachwuchsschor einrichtete.

Manche dieser Ensembles sind im Verlauf der letzten Jahre belohnt worden für die strenge Arbeit. (Denn eine harte Schulung bedeutet die Tätigkeit in unseren Musikgruppen: wer zählt die jahrelangen Übungsstunden des einzelnen im „stillen Kämmerlein“; wer rechnet die zahllosen Orchesterstunden an den Wochenenden oder während der Musikfreizeiten in den Ferien!) Gerade das Auswärtige Amt und der Deutsche Musikrat haben bei der Benennung von deutschen Beispieldgruppen für ausländische Veranstaltungen immer wieder auf unsere Orchester zurückgegriffen:

- 1960 Auftritten unserer Dixieland-Band in Grenoble (mit Fernsehsendung)
- 1961 Besuch des Blasorchesters in England
- 1963 Teilnahme des Sinfoniorchesters an den „Musischen Wochen Berlin“
- 1964 Konzertreise des Blasorchesters in die Schweiz und nach Südfrankreich
- 1964 Besuch des Sinfoniorchesters in Dänemark
- 1965 Fahrt des Sinfoniorchesters nach Holland
- 1966 Besuch des Blasorchesters in Neapel und Rom



Freundliches

Im August 1966 werden Sinfonie- und Salonorchester zum „Internationalen Kongreß der Gesellschaft für Musikerziehung“ nach Interlochen/Michigan fliegen und dabei gleichzeitig der Tübinger Schwesterstadt in den USA, Ann Arbor, einen zehntägigen Besuch abzustatten.

Dieses vielfältige musikalische Leben an unserem Gymnasium brachte natürlich manche Probleme mit sich – bei den Schülern, bei den Lehrern, bei den Eltern. Hier nun zeigte sich Prof. Schweizer als der geschickte „Dirigent“: Mit einer glücklichen Hand räumte er alle Hindernisse aus dem Wege, glättete stürmische Wogen und fand wohl immer eine für alle Beteiligten befriedigende Lösung. Die Musik an unserer Schule weiß, was sie Prof. Schweizer zu verdanken hat.

Viel ist in diesen Blättern vom großen Schulmann die Rede, vom leidenschaftlichen Pädagogen, bedeutsamen Schulleiter, Lehrbuch-Bestseller-Verfasser – eine Seite seiner Persönlichkeit sollte jedoch nicht vergessen werden, weil sie fast die wichtigste ist: der angenehme, amüsiante, heitere Kollege.

Wenn die Tür vom Rektorat zum Lehrzimmer aufging, so verschwanden erst einmal ein paar schleunigst und unauffällig, die nämlich, die Unterricht hatten. Die anderen aber, die sich zu Recht im Lehrerzimmer aufhielten, durften sich, wenn ihn nicht gerade eine Sorge umtrieb, was selten war, auf ein freundliches, mich heiteres Gespräch gefaßt machen. Denn so sehr er der Vorgesetzte, die Respektperson war, herauszuhängen brauchte er diesen Vorgesetzten nie. Der Respekt war wie eine Aura um ihn, und so konnte man sich aufs angenehmste vom Mensch zu Mensch mit ihm unterhalten. Ich habe schon von den Kollegen geschrieben, die bei seinem Auf-tauchen schnellstens zum Unterricht gingen; ob es nun diese oder eine andere kleine Nachlässigkeit war, bei der er einen erwischte: gesagt hat er nie etwas, er hat es nur gesehen, und gerade deshalb war es einem scheußlich peinlich, daß man nachlässig gewesen war, peinlicher, als wenn er etwas gesagt hätte.

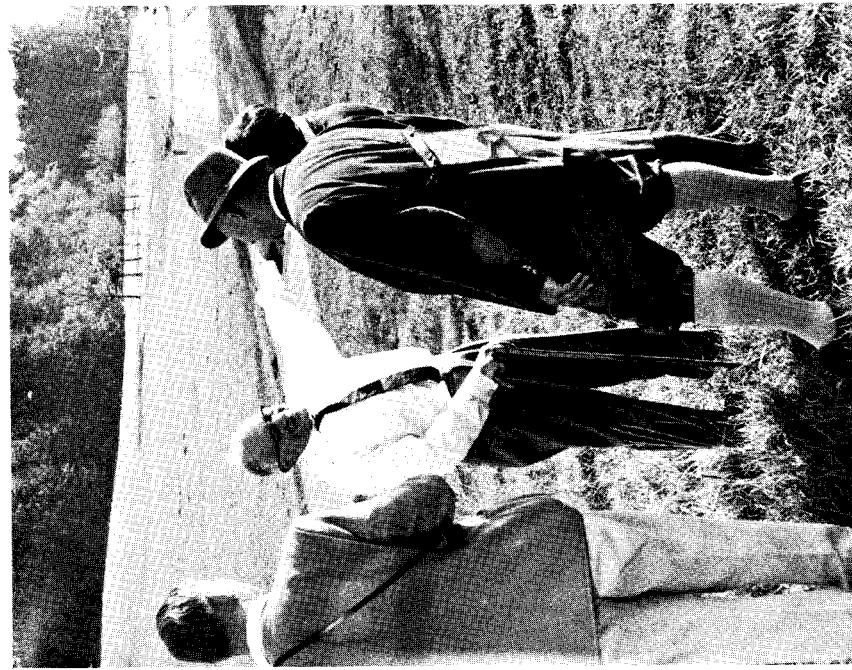
Mein persönliches Erlebnis mit ihm hat eine gewisse Berühmtheit erlangt: Vielleicht eine Minute nach dem morgendlichen Läuten kam ich aufs Schulhaus zu. Den Neubau gab es noch nicht, der einzige Eingang war in dem Winkel hinter der Hausmeisterwohnung. Ich kam von der Alleenbrücke her um die Ecke und sah ihn im Gespräch mit Herrn Bader, dem damaligen Hausmeister, mitten in der Türe stehen. Wenige Tage vorher hatte er mich schon einmal nach dem Läuten auf dem Flur getroffen und mit freundlichem Ernst „Guten Morgen“ gesagt. Und nun schon wieder – das durfte nicht



sein! Blitzschnell bog ich um die Ecke zurück und ging erst einmal eine Viertelstunde in der Allee spazieren, ehe ich zur Schule zurückging und den Weg nun frei fand. Mit verschmitztem Lächeln hat er mir später gesagt, er habe mich natürlich gesehen. Ich weiß nicht, ob es stimmt, aber wenn es stimmt, so spricht es nur für ihn, als Mensch und als Menschenkennner.

Als Mathematiker war er natürlich immer ausreichend mit Kreide versehen, wenn er in die Klasse ging; wir Philologen pflegen darin viel nachlässiger zu sein. Und so ist es immer wieder passiert, daß wir einen Schüler ins Lehrzimmer um Kreide schicken mußten. In

keit gewesen. Was hier an witzigen Formulierungen schallend belacht werden konnte, das würde ein kleines Bändchen füllen. Leider hat sich niemand aufgeschrieben. Aber sie wären ja ohnehin Konventsgeheimnis und dürften nicht veröffentlicht werden! Nur ein Bonmot als Beispiel, das außerdem den Vorzug hat, daß man, wie oft bei ihm, nicht hätte sagen können, ob es bewußt oder unbewußt formuliert worden war. Er sprach vom irgend einer geselligen Veranstaltung und sagte: „Frauen sind natürlich mit eingeladen, und zwar die legalen und die anderen“ (womit vermutlich die Bräute der Referendare gemeint waren). Und daß er Fräulein Haas öffentlich als die „Freude seines Alters“ bezeichnete, das ist Anlaß zu viel Heiterkeit im Kollegenkreise gewesen.



diesem Fall pflegte er, wenn er gerade im Lehrzimmer war, dem Schüler einen Gruß an Herrn Sowieso aufzutragen, und der Schulleiter persönlich schickte ihm die Kreide. So ließ er uns auf seine Art wissen, daß Holzauge wieder einmal wachsam gewesen war. Daß ich ihm aber denselben Schüler postwendend ins Lehrzimmer zurückschicken konnte mit dem Auftrag, sich in meinem Namen für Gruß, Kreide und Ehre zu bedanken – das war sicher nur bei *einem* Vorgesetzten in der ganzen Welt möglich! Ich bedaure heute noch, daß ich nicht dabei sein konnte, als der Schüler das bestellte.

Wir hatten nicht oft Konvent, aber im Lauf der Jahre sind es halt doch viele gewesen, und die meisten davon sind Quellen der Heiter-

Und nun ein paar Geschichten, die er selbst gern zum besten gab. Die eine habe ich selbst mitgemacht. Es war Krempelmarkt in der Uhlandstraße. Das war uns immer eine gewisse Last, einmal weil man an diesen Tagen mit Sicherheit zu spät kam, denn man kam ja in dem Gedränge nicht vom Fleck. Und zu Hause daran gedacht und die Wohnung früher verlassen, wie er — das hatte man natürlich nicht. Zum anderen hatten wir es aber an diesen Markttagen mit der Disziplin begreiflicherweise etwas schwerer, denn die Schüler hatten sich allerlei neue Dinge gekauft, deren Wirkung auf den Lehrer nun ausprobiert werden mußte. Meist waren es natürlich Lärminstrumente.

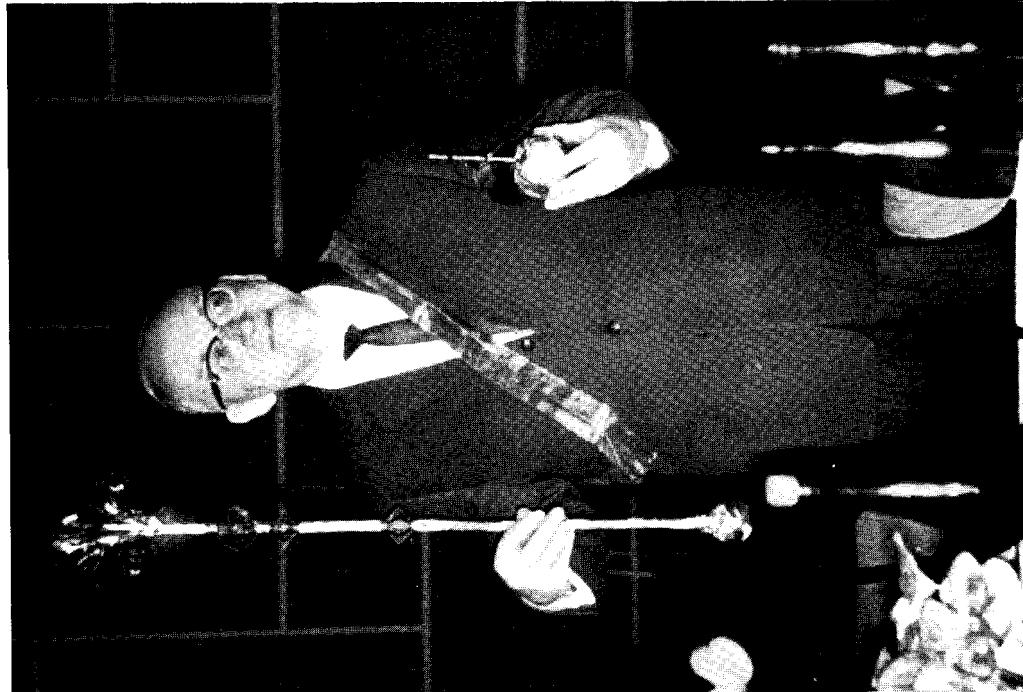
An einem dieser Markttagen nun stank es bestialisch, gleich wenn man das Haus betrat. Ein Verkäufer von Stinkbomben hatte seine Bude direkt vor unserer Haustür aufgeschlagen. Herr Schweizer war schon bei ihm gewesen, um ihn zu bitten, doch nur seinen anderen Krempel zu verkaufen, aber nicht die Stinkbomben; es sei im Hause nicht mehr auszuhalten. Und nun war er etwas wütend, nicht auf die Schüler, deren Verhalten ja durch Gewohnheitsrecht irgendwie ein bißchen geheiligt war, sondern auf den Händler, der ihm kalschnäßig auf das Recht der freien Marktwirtschaft hingewiesen hatte.

Nun kam mir die Idee, die Schüler auf diesen Händler zu hetzen, und wirheckten den Plan miteinander aus. Ich hatte eine sechste Klasse, und es gelang mir, sie davon zu überzeugen, daß sie die Lehrer das ganze Jahr, einen Marktschreier aber nur heute ärgern könnten. Herr Schweizer und ich würden es bezahlen, sie sollten ihm seinen ganzen Vorrat an Stinkbomben abkaufen und auf ein Kommando alle gleichzeitig auf seinem Ladentisch verdrücken.

Die Schüler hatten aber noch einen anderen Gedanken. Ein passionierter Chemiker war darunter, der hatte zuhause in einem großen Glasballon einige Liter einer stinkenden Flüssigkeit hergestellt, und diesen Ballon haben wir nachmittags unter einem Haufen alter Kartons hinter den Stand des freien Marktwirts geschmuggelt und dann den Korken herausgezogen. Die Wirkung war verblüffend: Der Raum um den Stand herum war in Kürze leer, der Händler fluchte, und obwohl er die Bombe schließlich fand und wegtrug — den Gestank in seinem Rücken ist er nicht mehr los geworden.

Eine andere Geschichte ist die mit der Pistole: Herr Beck hatte einem Schüler eine Knallpfropfepistole abgenommen und auf dem

Rektorat abgeliefert. Als alter Soldat untersuchte Herr Schweizer die Pistole und stellte fest, daß sie geladen war. In dem Augenblick verschwand der Zorn aus dem Haupte des Zeus, und Jugenderinnerungen zuckten ihm durch die Finger. Er öffnete das Fenster und ließ es mehrfach vorsichtig in die Allee hinaus knallen. Zu seiner freudigen Überraschung meldete sich kurz danach ein Herr der Stadtverwaltung telefonisch und beschwerte sich im Namen der universitätsstädtischen Gärtner darüber, daß sie aus dem Rektorat des Kepler-Gymnasiums beschossen würden. Sie hätten unter diesen Umständen die Arbeit niedergelegt. Woraufhin Herr Schweizer den Gärtnern eine Lage Bier versprach, so daß der Krieg wieder beendet war.





Eine Lieblingsschmurre von ihm ist die folgende:

Das Telefon klingelt, und eine eigenartige Stimme will ihren Sohn entschuldigen, der die Grippe habe.

Frage: „Wer ist denn am Apparat?“

Antwort: „Ha, mein Vadder.“

Die letzte Geschichte ist erst vor wenigen Tagen passiert. Seit neuestem stehen ja vor unserem Hause zwei weiße Mercedes, ein Coupé und eine Limousine. Als Herr Schweizer neulich das Haus verläßt, steht ein Pimpf aus der ersten Klasse neben dem Coupé und drückt sich die Nase platt.

— Bucle, was wilsch denn?

— Sehe, welcher schneller isch.

— Und welcher isch schneller?

— s' Coupé; do schteht 220 drin
und in der Limousine bloß 200.

— So, und welcher fährt denn schneller?

— Der Calgér.